

Journal

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **87 (2000)**

Heft 11: **Bauen im System - Bauen mit System = Construire dans le système - construire avec système = Building in the system - building with system**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Werbung statt Wissen

Mitte September fand in Pontresina das 3. Internationale Architektur Symposium unter dem Motto «Global City versus Local Identity» statt, verbunden mit der Verleihung eines von einem Schweizer Dämmstoffhersteller initiierten Architekturpreises.

Dass Architektur als Marketing-Instrument der Privatwirtschaft verwendet wird, ist nicht neu. Bekannte Beispiele dafür sind die Türme des World Trade Centers in der Werbung von Philip Morris oder die Kathedrale von Niemeyer in den Vitrinen von Bally. Nach dem einschlägigen Entwicklungsschub, den Gehrys Museum in Bilbao oder Nouvels KKL in Luzern ausgelöst haben, versucht inzwischen auch Basel durch breit gestreute Plakate, auf denen das Tramdepot von Herzog & de Meuron abgebildet ist, die Touristen in die Stadt zu locken.

Als die Hoteliers von Pontresina, auf den Erfolg des Davoser World Economic Forums schielend, einen Werbefaktor für die Nebensaison suchten, sprang ein Werbefachmann auf den neuen Trend auf, und der «geistige Vater» Frank Joss gebar für Pontresina das Internationale Architektur Symposium. Der Unterschied zwischen dem Architekturforum in Pontresina und dem Wirtschaftsforum in Davos ist derjenige zwischen Werbung und Wissen. Während sich in Davos Staatsmänner, globale Unternehmer und Wirtschaftsprofessoren treffen, um den neuesten Wissensstand auf ihren Gebieten zu teilen, scheint sich Pontresina zu einer Kontaktbörse der Sponsoren entwickelt zu haben. Hier erhält die Begegnung der Sponsorfirmer und ihrer geladenen Kunden eine privilegierte, festliche Aura, woran an sich nichts auszusetzen ist, hier bezahlen die teilnehmenden Architekten für den Auftritt von Stararchitekten und werden im Übrigen zur Kulisse für die Gäste der Sponsorfirmer. Denn für die meisten lokal praktizierenden Architekten bringen solche Veranstaltungen wenig Ertrag. Und auch für diejenigen, die etwas Neues von den Global Players erwarteten, mussten Fritz Langs Metropolis (obwohl in Farbe), Thomas Helds Klage über die Helvetisierung des KKL und Jean Nouvels Sinnieren über den blauen Himmel von Luzern und Tel Aviv zu einem gewissen Déjà-vu-Erlebnis

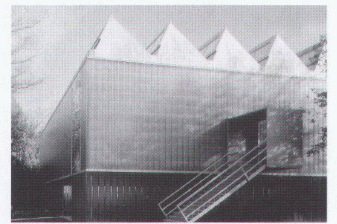
führen. Anders als die rein akademischen oder rein technisch-praktischen Symposien, pendelt das Architektur Symposium zwischen den beiden Leitbildern der Architektur – kultureller Anspruch und Realisierung eines Gebrauchsgegenstandes –, ohne je die Oberfläche zu verlassen.

Tatsächlich hat die Veranstaltung schon im letzten Jahr mehr Werbung als Wissen vermittelt, und dabei ist es auch diesmal geblieben. Denn im nicht eingegrenzten Behalten eines Allerweltsthemas, so wie es der nach allen Seiten offene Titel bereits ahnen liess, liegt zumindest eine intellektuelle Perspektivlosigkeit, die der Bekanntheitsgrad der Referenten nicht auszugleichen vermag. Im Unterschied zum letzten Jahr, als Rem Koolhaas nach seinem interdisziplinär angelegten Beitrag einen Workshop mit den Teilnehmern durchgeführt hatte, in dem seine Thesen auf einfache Weise umgesetzt worden waren, überliess er diesmal in bester patriarchalischer Manier und mit erhobenem Zeigefinger – «Ich will, dass Ihr die Diskussionsthemen bestimmt und sie in Gruppen diskutiert...» – die Mühe der Themenwahl gleich den Teilnehmern selbst. Wie letztes Jahr, nur diesmal von den Referenten nicht relativiert, liefen die einzelnen Kommentare auf eine Lager bildende Kritik hinaus – «Hier irren Sie sich, Herr Kollhoff» –, auf die Kollhoff, fast schon beiläufig, seine bekannten, kräftig vorgetragenen abschliessenden Antworten gab. Dabei erwähnte Kollhoff in seinem Beitrag zwei in der Architekturwelt viel bemühte Begriffe, nämlich: «Körper» und «Bild», ohne dass er oder seine Gäste – Bettina Köhler und Herbert Molderings – auf deren langjährige Präsenz in kultur- und geisteswissenschaftlichen Studien hingewiesen hätten. Der philosophische und kulturgeschichtliche Bedeutungswandel dieser Begriffe hatte für die Theoriebildung in der Raumplanung ein Spannungsfeld moderner und post-

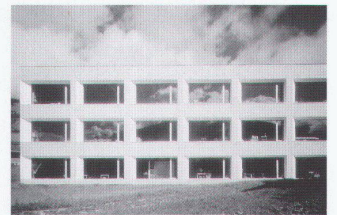
moderner Raumvorstellungen und Vernunftkritiken eröffnet. An der (gewiss nicht beabsichtigten!) Ausklammerung solcher Themen zeigt sich die Indifferenz gegenüber den darin enthaltenen Mängeln, so wie sie beispielsweise in der Subjektphilosophie von Descartes formuliert sind, oder den Möglichkeiten, die von Merlau-Ponty und danach vorgebracht wurden. Sogar Kollhoffs Stigmatisierung des Realitätsverlusts von Beispielen der Architektur-Biennale von Venedig, die auf virtuellen Körper-, und nicht materiellen Leibvorstellungen basieren, oder seine an die Architekten adressierte fürsorglich wohlmeinende Mahnung, ein «städtebauliches Entwerfen als Beobachtung der Stadt beim Werden» zu pflegen, könnten vor dem Hintergrund solcher neuerer Paradigmen an Kontur gewinnen.

Am nächsten Morgen sprach Toyo Ito über sein Thema, «das Unsichtbare sichtbar zu machen», während seine Gäste Yoshiharu Tsukamoto und Momoyo Kajima das Leben und Gestalten in den Zwischenräumen von Tokio im Sinne eines Stadtführers, an dem sie gerade arbeiten, beschrieben. Auf winzigen Restflächen neben den sich polypenartig über die Stadt ausdehnenden Autobahnen, in einer Baulücke, in den Supermärkten oder per Handy verschmelzen die engen, aber eine Aneignung zulassenden Aussenräume zu hybriden Funktionen. Aufgrund von Verbindungen von Bildern und Sprache entfaltet hier die Architektur einen sowohl pragmatischen als auch leichten und poetischen Körper.

Der Nachmittagsvortrag von Jean Nouvel ähnelte einer grob gepinselten Parabel über die Wichtigkeit der lokalen Identität als Ausgangspunkt des Entwurfs. Zuvor hatte Thomas Held seinen Auftritt zu den finanziellen Hintergründen des KKL wiederholt. Danach fand die erstmalige Verleihung eines neuen Architekturpreises statt, ausgelobt vom Schweizer Dämmstoffhersteller Alcopor, einem der Sponsoren des Symposiums. Im Vergleich zum letzten Jahr hat sich vor allem die Präsentation der fünf Sponsoren verbessert, was in ihrer Joint-Venture-Teilnahme an der Vorführung einer Tanzgruppe vor einem Videointer-



Erweiterung Kunstmuseum Winterthur, Architekten: Gigon & Guyer, Zürich



Oberstufen-Schulanlage mit Mehrzweckhalle, Vella, Architekten: Bearth & Deplazes, Chur

grund zum Ausdruck kam. Am Ende des als Pausenprogramm eingeschobenen Auftritts von «Annas Kollektiv» erschienen die Namen der Sponsorfirmer.

In diesem Rahmen nahm die Verleihung des Alcopor-Preises 2000 einen sonnigen Platz ein. Eingeführt durch eine Laudatio von Wilfried Wang, wurden zwei 1. Preise (von je 25 000 Franken) für die «intelligenteste und anspruchsvollste Anwendung von Dämmstoffen» vergeben: an die Architekten Gigon & Guyer für die Erweiterung des Kunstmuseums in Winterthur und an Bearth & Deplazes und Ladner für das Schulhaus in Vella. Die Jury – Wilfried Wang, Berlin, Martin Steinmann, Lausanne, Ueli Schäfer, Armin Binz und Rudolf Kistler, Zürich – hatte sich für zwei ebenso bekannte wie sichere Werte der Schweizer Architektur entschieden. Was am Symposium anscheinend ebenfalls als Pausenprogramm geplant gewesen war, entfaltete eine bescheidene, aber bestimmte Präsenz. Das Understatement äusserte sich in zwei Danksagungen und im Herumreichen verschiedener Dokumentationen. Vielleicht hat gerade dieses unangestrebte Auftreten der Gruppe die Teilnehmer gefesselt, so sehr, dass danach weder Presse noch Teilnehmer Fragen an Nouvel oder Held richteten. Ein wenig Helvetisierung ist eben angenehm.

Hana Cisar

Erscheinung heften, hören wir den Gesang der Insekten in ihrer neuen Gestalt. Wir hören sie, aber sehen sie nicht. Der Gesang, den wir hören, ist gewissermassen ein Geistergesang.¹

Hejduk schlägt hier eine Gratwanderung vor zwischen Kritik an der realen Architektur, aus der das Leben ausgezogen ist, und einer kommenden Architektur, die die aktuelle Befindlichkeit zu fassen vermag. Auf dieser Gratwanderung hat Nachahmerei keinen Sinn. Daniel Libeskind, Elizabeth Diller, Shigeru Ban, Toshika Mori, Diane Lewis, Laurie Hawkinson und der Schweizer Jean-Michel Crettaz, um nur die bekanntesten Studenten und Studentinnen von Hejduk zu nennen, lassen sich deshalb nicht auf eine gemeinsame Formensprache festlegen. Kei-

ner ahmt Hejduk nach. Jeder versucht auf seine Weise, die Balance zu halten, und ist insofern seinem Lehrer verpflichtet.

Letztlich besteht Hejduks Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Architektur in einem einzigen Wort: «Sounding». So der Titel eines Buches aus dem Jahre 1993, in dem 73 fiktive Projekte von Hejduk publiziert wurden. «Other Soundings» hiess auch die grosse Hejduk-Ausstellung, die das renommierte Canadian Center for Architecture (CCA) in Montreal 1998 einrichtete. Die Doppelbedeutung von «Sounding» als «Tönen» wie auch «Ausloten» bezeichnet exakt die Art, wie Hejduk gesellschaftliche Befindlichkeit und architektonische Verkörperung zusammenzubringen suchte. Dieser Wille, Architektur in den Dienst des

menschlichen Lebens zu stellen, ist ebenso weit entfernt von einer funktionalistischen Bedürfnisbefriedigung wie von einer technizistischen Lösung. Häufig nannte Hejduk seine Projekte «masks», die als Cliques – «masques» – in Orte wie Mailand, Wladiwostok, Riga oder Berlin eindringen. Sie funktionieren wie Sonden, die, wenn in den Körper der Gesellschaft eingeführt, signifikante Reaktionen hervorrufen. Architektur als Sondierung der menschlichen Befindlichkeit.

Es gibt einen John Hejduk, an den wir uns erinnern werden. Dieser Hejduk befand sich meist abseits der grossen Debatten und baute wie ein Kind mit grosser Intensität an einer eigenen Welt, wo die konventionellen Grenzen und Regeln der architektonischen Disziplin nur bedingt

gültig sind und wo Illustrationen von äsopischen Fabeln ebensogut ein architektonisches Projekt sein können, wie der Bau eines Hauses ein Gedicht darstellt. Weil Hejduk sich weigerte mitzumachen, wurde seine Position auch nicht gebührend zur Kenntnis genommen: les absents ont toujours tort. Allerdings spricht es nicht gerade für die heutige Architekturdebatte, wenn nur Selbstankündiger und Nummerngirls ihre grossen Auftritte haben.

Es gibt noch einen andern John Hejduk, an den wir nicht werden erinnern können. Jener Hejduk hat etwas geschaffen und hinterlassen, dem wir erst noch die Form geben müssen, um darin zu leben.

Hans Frei

¹ Zitat original Englisch, übersetzt C.Z.

Breite Streuung

Der 3. Hamburger Architektur Sommer nähert sich seinem Ende – Zeit, um eine vorläufige Bilanz zu ziehen. Konnte das bundesweit beachtete Forum für Architektur und Städtebau wichtige Anstösse geben?

Angetreten waren die Organisatoren mit dem Anspruch, «einmal grundsätzlich darüber nachzudenken, wie wir unsere Zukunft denn gestalten wollen». Ein besonderes Augenmerk wollte man auf städtebauliche und urbanistische Themen legen; Fragen

nach den Qualitäten städtischer Räume, «den zentralen Bedingungen guten Lebens», wurden im Vorfeld gestellt. Schnell aber wurde klar, dass den Planern des Sommers das Instrumentarium fehlt, um das Programm in diese Richtung zu lenken,

da die Museen, Galerien und Architekten ihre Veranstaltungen autonom planteten. Ein schöner basisdemokratischer Zug, der bei der Fülle an Veranstaltungen freilich zu einer breiten inhaltlichen Streuung führte. Diese Vielfalt war eine Stärke, wenn es verborgene Perlen zu entdecken galt, und eine Schwäche, wenn sie zur Beliebigkeit geriet.

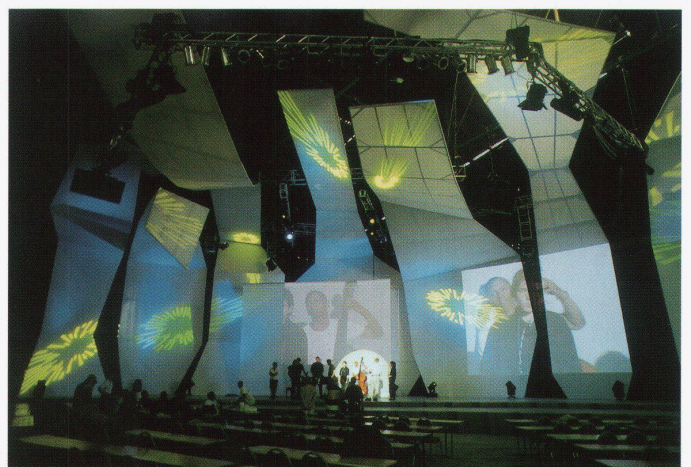
Bei den Veranstaltungen der grossen Museen gab es Licht und Schatten: Die gross angekündigte Ausstellung «Museen für ein neues

Jahrtausend» in den Deichtorhallen enttäuschte, sie war nicht mehr als eine Dokumentation bekannter Kunsttempel von noch bekannteren Architektenstars. Erfreulicher war die ebenfalls dort gezeigte «HausSchau – Das Haus in der Kunst», die mit alten und neuen Arbeiten von u.a. Dan Graham, Gordon Matta-Clark, Andrea Zittel, Rachel Whiteread das Spannungsfeld zwischen Kunst und Architektur ausmass, leider ohne Architektenbeteiligung.

Gleich zwei Ausstellungen und



«You see a Church» und «You pass a House», Julian Opie, Ausstellung: HausSchau – Das Haus in der Kunst, Deichtorhallen Hamburg (Copyright: Deichtorhallen/Jens Rathmann)



«Spurendenken», SHE_arch, Hamburg

ein Symposium des Altonaer Museums beschäftigten sich mit dem grossen dänischen Architekten des Klassizismus, Christian Frederik Hansen, dessen Wirken in Kopenhagen, Hamburg und Altona mit wunderbaren Modellen und Originalzeichnungen eindrucksvoll in Szene gesetzt wurde.

Auffallend aber war die rege Beteiligung von Architekten mit kleinen, gut gemachten Schauen. Impulse kamen vor allem von den jungen Büros, denen (Hamburger) Konventionen erfrischend egal sind. Bei «Spurendenken» der Hamburger Newcomer SHE_arch gab es beispielsweise Architektur in Auflösung zu sehen: Ein Meer abgehängter Stoffbahnen verwandelte den orthogonalen Raum in ein fließendes Kontinuum, in dem es sich prächtig lustwandeln liess. Wer die Brüder im Geiste sind, wurde auch schnell klar, hatte die Gruppe doch mit «Futures to come» zusätzlich eine Ausstellung mit den Shooting Stars der amerikanischen Szene organisiert: Koltan/Mac Donald Studio, Asymptote,

Hariri & Hariri, Greg Lynn u.a. zeigten die Projekte, über die zwar alle reden, die aber bisher kaum jemand zu Gesicht bekommen hat. Inhaltliche Aussagen waren indes selten, nur wenige hatten den Mut, sich zu konkreten städtebaulichen Themen zu äussern und sich in das Minenfeld von Politik, Stadtentwicklung und Wirtschaftsinteressen zu begeben. Die zum «City Connexion»-Projekt zusammengeschlossenen Büros trauten sich und entwarfen für die Ost-West-Strasse, eine der wichtigsten Verkehrsschneisen Hamburgs, eine provozierende Zukunftsvision.

Vollkommen neue Möglichkeiten der Selbstinszenierung für Architekten beschritten Bothe Richter Teherani, die sich für die Schau Fotografien ihrer Bauten und Projekte vom Künstler Klaus Kumrow verfremden liessen und damit State-of-the-art-Narzissmus auf hohem Niveau boten. Gänzlich unpräzise, aber mit grosser Zähigkeit ausgestattet, schaffte es die Galeristin Renate Kammer auch dieses Mal, in ihre kleine Architekturgalerie grosse

Namen zu locken: In mehreren Ausstellungen wurden u.a. Arbeiten von Enric Miralles sowie von Shigeru Ban gezeigt. Hervorzuheben ist auch die ambitionierte «Aussendienst»-Initiative, die noch bis in das nächste Jahr hinein Kunstwerke im Kontext des öffentlichen Raums der Stadt präsentiert und damit einen wichtigen, von Architekten und Stadtplanern meist unterschätzten Beitrag zur Urbanismus-Debatte leistet. Von grosser Kennerschaft zeugte die Auswahl der Filme bei «Cinepolis», einer Reihe zum Thema «Architektur und Film», in der es Raritäten der Filmgeschichte (u.a. Filme von und mit Walter Gropius, Bruno Taut und Le Corbusier) genauso zu entdecken gab wie zeitgenössische Reflexionen über Städte und Orte.

Mit «Differenz und Intensität» fand am 27. und 28. September ein Symposium der theoretischen Schwergewichtsklasse statt. Hartmut Böhme, Ullrich Schwarz, Georg Franck, Ben van Berkel, Marco de Michelis, Helmut Bachmeier, Axel Schultes u.a. referieren über das

Poetische in der Architektur und führten die Zuhörer von Nietzsche über Deleuze zu Eisenman. (Ein Bericht darüber wird sich in der Dezember-Nummer von WBW finden. Red.) Das Museum für Kunst und Gewerbe schliesslich zeigt bis zum 22. November in einer Retrospektive das Œuvre von Alexis de Chateaufort, einem der wichtigsten, wenn gleich etwas in Vergessenheit geratenen Hamburger Baumeister des 19. Jahrhunderts, dessen Bauten, aber vor allem stadtplanerische Gedanken das Antlitz der Stadt bis heute prägen.

Der Architektur Sommer 2000 war ein Erfolg. Die programmatische Unschärfe mag man bemängeln, sie entspricht jedoch den vielfältigen, differenzierten Positionen der Gegenwart. Sie auf einen gemeinsamen Nenner bringen zu wollen, ist, wie ja auch die Macher der Architektur-Biennale in Venedig erfahren mussten, zum Scheitern verurteilt.

Claas Gefroi

Informationen unter:
www.architektursommer.de

Daidalos' Ende

Die deutsche Zeitschrift «Daidalos», die nach dem Verstoß durch den Bertelsmann-Konzern im Verlag Gordon & Breach erschienen war, ist vor kurzem ohne Vorwarnung und Begründung eingestellt worden.

Daidalos war 1981 aus der Haltung einer Gruppe von Wissenschaftlern und Theoretikern (Anna Teut, Norbert Miller, Werner Oechslin, Bernhard Schneider, Ulrich Conrads) heraus geboren worden, die im Geiste der Postmoderne versucht hatten, den theoretischen und historischen Architekturdiskurs zu verknüpfen und ihm gerade in Deutschland eine gewisse Autonomie zu verleihen. Dem Bertelsmann-Verlag, wo *Daidalos* erschien, konnte ein solches Produkt von beinahe bibliophilem Charakter, das zudem in den besten Zeiten die Auflage von rund 2500 Exemplaren nicht übertraf, keinen Gewinn abwerfen. Finanziert wurde *Daidalos* durch die ebenfalls bei Bertelsmann publizierte *Bauwelt*, die mit ihrer hohen Auflage und ertragreichen Inseratenverkäufen gleichsam als Prêt-à-porter-Erzeugnis die Haute Couture von *Daidalos* mittrug.

Dies ging so lange gut, bis Bertelsmann seine Politik änderte und erklärte, *Daidalos* müsste selbsttragend sein, um im Verlagssortiment zu verbleiben, und ihm damit seinen Todesstoss versetzte. Die Redaktion von *Daidalos* stand inzwischen unter der Führung von Gerrit Confurius; er war Ende 1992 ins Redaktionsteam eingetreten und hatte schon 1993 den damaligen Chefredaktor Ulrich Conrads abgelöst. Confurius suchte nun einen neuen Verleger, unter Schwierigkeiten, da der Bertelsmann-Konzern diese Verhandlungen nicht förderte, und einigte sich, nach fast einem halben Jahr, mit der Gordon & Breach Publishing Group.

Hinter diesem Namen stand ein amerikanischer Financier – den die Redaktion im Übrigen nie zu Gesicht bekommen hat. Während *Daidalos* früher Deutsch-Englisch zweispaltig erschienen war, mussten jetzt zwei

getrennte Ausgaben, eine deutsche und eine amerikanische, mit gleichem Inhalt erstellt werden. Die dreiköpfige Redaktion – Gerrit Confurius, Andreas Ruby sowie Laura Lee Bruce, die primär für die englische Ausgabe zuständig war – hatte, da die Ausgaben nicht dünner sein sollten, den doppelten Inhalt zu produzieren. Somit stiegen auch die Übersetzungskosten, und der Verkaufspreis pro Nummer musste drastisch erhöht werden. Die schlankere Redaktion stellte vermehrt Projekte und Bauten in einen entwurfstheoretischen Zusammenhang. Damit bewegte sich das «neue» *Daidalos* weg vom autonomen architekturhistorischen Blickpunkt in eine Richtung, die eher aktuelle entwerferische Fragen und Positionen berücksichtigt, und trat so in eine thematische Konkurrenz zu Arch+. Sechs Nummern (die erste als Doppelheft) sind in dieser Form erschienen.

Unmittelbar vor Fertigstellung eines weiteren Heftes ist der – auf Honorarbasis arbeitenden – Redak-

tion im Juli ohne Vorwarnung und Abfindung gekündigt worden. Eine Benachrichtigung der Abonnenten und Buchhandlungen blieb aus. Auf der Website findet sich noch die alte, inzwischen ungültige Bestelladresse. Das Redaktionsbüro musste innerhalb weniger Tage geräumt werden. Auf bereits getroffene Autorenvereinbarungen und Verpflichtungen für folgende Hefte wurde keine Rücksicht genommen. Vorgesehen war, die nächsten beiden Nummern mit der UCLA zusammen zu produzieren; zwei weitere hätten ein von *Daidalos* organisiertes Symposium in Porto zum Thema gehabt.

Ein weiteres Mal bemühte sich die Redaktion um ein neues Verlags-haus, diesmal jedoch ohne Erfolg, was das endgültige Aus für *Daidalos* bedeutet. Damit ist nach rund zwei Jahrzehnten die Landschaft der Architekturzeitschriften wieder ein Stück farbloser geworden. c.z.

Metropolitane Obdachlosigkeit

In den schweizerischen Medien erschienen in den letzten Monaten zahlreiche Rückblicke auf die Zürcher Jugendunruhen, die vor 20 Jahren stattgefunden haben. Die Rückblicke und Deutungen drehten sich vor allem um sozial- und kulturpolitische Fragen. Im folgenden Beitrag wird eine andere Sicht dargelegt, die in der Jugendrevolte einen bis heute aktuellen Beitrag zu Urbanitätsdebatten in und ausserhalb von Zürich erblickt.

Bei ihrem ersten Aufruhr, als asphalt-schwarze Gestalten das Opernhaus mit Farbe bekleckten, bezeichneten sich die Jugendlichen selbst noch als «Kulturleichen». So lag es nahe, in der Bewegung eine oppositionelle Kraft zu sehen, welche die Subventionen zugunsten einer eigenen

Stadtpark sich merkwürdig bewegten und einer Musik lauschten, die den schwedischen Sozialarbeitern fremd war, wurde die Gruppe in Gewahrsam genommen und eine behördliche Untersuchung eingeleitet, um das Phänomen zu bekämpfen, das sich später als «Punk» herausstellte. Die Zürcher Bewegung wollte sich solchem Zugriff entziehen und zugleich die staatliche Interpretationsmacht herausfordern – als eine unbegründete und voraus-eilende Bevormundung des sozialen und demokratischen Gemeinwesens, das ihre Schutzfunktionen überschreitet. Der Doppelstrategie des Vermummens und der Provokation entspricht die Absicht, aus den alten Gegenmächtsritualen allein den Stil zu destillieren, ohne hohe Ideale oder höhere Werte zu beanspruchen.

Wir machen aus dem Staat Gurkensalat.

Gegenkultur, inklusive eines autonomen Jugendzentrums, umverteilen wollte. Diese Deutung erwies sich als voreilig und vordergründig. Noch auf ihrer ersten Flucht vor den Gummigeschossen haben die Jugendlichen ihre kulturoppositionellen Spuren verwischt und vermieden fortan jede Aussage, die einen Hinweis auf eine politische oder andere Identität hätte geben können. Statt mit Postulaten, Erklärungen und Anliegen wurde Zürich mit steilen Sprüchen verwirrt, deren Deutungen auf falsche Fahrten führten. Zum Täuschungsmanöver gehörte die traditionelle politische Parole. Sie diente aber allein als rhetorische Figur, die – im Gegensatz zu ihrer Tradition – alle unmissverständlichen Inhalte vermied. Sie wurde durch kalkulierbares Paradox und wortgewandten Witz ersetzt, mit dem die Bewegung ihre Identität als ein Rätsel zelebrierte.

Die Jugendlichen wollten sich nicht verwalten lassen, was die Zürcher Stadtverwaltung als Bedrohung empfand, wie auch den Tatbestand, nicht zu wissen, wer die sind, die so tun, als gehörte ihnen die ganze Stadt. Der Konflikt lässt sich an einem Beispiel veranschaulichen. Als in den späten Siebzigerjahren einige Jugendliche im Stockholmer

Zürich gibt dir eine Lebens- versicherung und nimmt dir das Leben.

Staatliche Interpretationsmacht ist in den unüberblickbaren Metropolen eingeschränkter als in Kleinstädten (was erklärt, dass eine vergleichbare Revolte in keiner europäischen Grossstadt stattfand). Aus der Aversion gegen die unbegründete Bevormundung folgt die Bewunderung für das Metropolitane. Dieser Zusammenhang, nämlich Urbanität und soziale Organisation als Gegensatz zu empfinden, entschlüsselt die rätselhaften Motive der Bewegung. Sie konnte ihren Willen und Wunsch nach dem Metropolitanen freilich nicht ausdrücken – er ist paradox, ja

nicht mal aussprechbar. Wird er dennoch ausgesprochen, verhält er wie ein Echo aus der Provinz. Eine Stadt kann nicht eingeklagt werden, weil sie keine ist, ebenso wenig wie sie einfach hergestellt werden kann. Das Metropolitane ist auch keine Frage des politischen Willens oder der Planung; allein es zu beschreiben scheint unmöglich – es sei denn wie eine Kunstfigur ohne Kunstwörter.

Wenn auch mit einer schmerzlichen Einsicht verbunden, entging der Bewegung allerdings nicht, dass

Wahrheit wird gelebt, nicht doziert.

in einer Nicht-Metropole die Metropole nur als Zitat zu haben ist. Die schwarz verummten Gestalten inszenierten den Widerspruch gleichsam, indem sie eine grossstädtische Figur zitierten, die charismatisch das Zürcher Pflaster aufsucht, um mit nervöser Melancholie und unberechenbaren Aversionen einen Auftritt zu markieren, der in Zürich nicht erfunden wurde. Mit anderen Worten: Was zu einer Metropole gehört, ist in Zürich ein schlafwandlerischer Fremdkörper, den die Bewegung zum lokalen Kult stilisierte.

Metropolitane Präsenz erreicht nur, wer mit Beredsamkeit unerkannt bleibt. So ähnlich präsentierte sich Baudelaires Flaneur, der seine Schildkröte durch die Strassenschluchten führte und städtische Phänomene verinnerlichte. Für die exzessiv anonyme Selbstinszenierung und die verschlüsselte Sprache gibt es auch die historische Referenz in der Grossstadtfigur des poète maudit, einem Grenzgänger des Asozialen. Seine «seelische Obdachlosigkeit» haben Georg Simmel und Walter Benjamin mit tiefer Zuneigung beschrieben. Solche literarischen Referenzen verweisen weniger auf das Bewusstsein als auf das Unterbewusstsein der urbanen Revolte, deren Metapher die metropolitane Obdachlosigkeit ist.

Der Unterschied zwischen Metropole und Stadt ist enorm und dennoch kaum erklärbar. Beide be-

zeichnen das Urbane als das Versprechen, allen denkbaren Lebensentwürfen eine Verwirklichungschance zu geben; oder als «keinen Ort auf Zeit, wo man heute Fremde trifft, die morgen bleiben» (Georg Simmel). Auch wenn das Versprechen immer eine Fiktion bleibt, entscheidet allein die Intensität einer Stadt, ob sie als Metropole wahrgenommen und beansprucht wird oder nicht. In der Metropole gehen Fiktion und Realität ein unberechenbares Verhältnis ein. Es steigt der urbane Versprechen in der Art, dass es als Faszination und Bedrohung erfahren wird, weil das Versprechen tatsächlich eingefordert werden kann (das ist ein weiterer Grund, weshalb in keiner Metropole eine vergleichbare Revolte stattfand).

Während die folkloristischen 68er die Fantasie an die Macht bringen wollten, trat die urbane Revolte ins Innere der Fantasie ein, für welche die Stadt als künstliche Welt das Universum ist. Zürich hat die fatale Dimension einer Weder-Klein-Noch-Gross-Stadt, der die kontaminierte Dichte und Niemandsländer fehlen: Sie hält die Fantasie wach, ohne dass sie sich entfalten könnte. Der «Betrug» ist nicht in Worte fassbar, sodass sich die Wut an den Schaufensterscheiben entlud. Das Resultat bestand in einem gesamtstädtischen Kulissenwechsel. Die zerborstenen Gläser liessen ganze Strassenfluchten erblinden und die Wirklichkeit einer Stadt aufzeichnen, hinter deren Fassaden kein Leben ist.

Freie Sicht aufs Mittelmeer.

Es gibt bis heute keinen Anlass, nicht am urbanen Versprechen festzuhalten. Zwar hat Zürich sein kulturelles und gastronomisches Angebot inzwischen vervielfacht. Dennoch fehlt dieser Stadt das gesteigerte Nervenleben der Metropole und bleibt – gemessen an ihr – eine potemkinsche Lüge. Die moderne Grossstadt pulsiert aufgrund einer urbanen Entladung von Überkonzentration und Überbevölkerung. Solche Verdichtungen werden in Nicht-

Metropolen bekämpft, bevor sie stattfinden.

Die urbane Revolte definierte Urbanität ex negativo: aus der Trostlosigkeit eines Territoriums, wo Verhübschungen und Verniedlichungen innerhalb eines Regelwerkes von «Architektur», «Identität» und «Authentizität» verordnet sind. Wer planerische und gestalterische Überschüsse produziert, so die Lektion, hat das Gelände verfehlt, weil er den urbanen Fluss verdickt. Urbanität muss als gesellschaftliches Moment ja selber funktionieren, «gleich einer Reibungswärme, die es braucht, damit die Versicherten nicht erfrieren» (Rudolf M. Lüscher).

Ernst Hubeli

Die ungebärdige Brücke

Londons Millennium Bridge, welche die Tate Modern mit der City verbindet, ist wieder offen.

Norman Foster hatte zusammen mit dem Bildhauer Anthony Caro eine Fussgängerbrücke entworfen, die gleichzeitig mit der Tate Modern hätte eingeweiht werden sollen. Die Stahlkonstruktion, eine Art Hängebrücke – deren Reiz allenfalls darin besteht, dass der Bogen, an dem sie hängt, sehr flach ist –, konnte erst mal nicht nach Zeitplan fertig gestellt werden. Und als sie bei der verspäteten Einweihung dann von Tausenden von Schaulustigen beschritten wurde, geriet sie derart in Schwingung, dass man sie gleich wieder schliessen musste.

Drei Monate lang hat man Tests gemacht, Experimente angestellt und Verstärkungen eingebaut. Jetzt ist die Brücke wieder zugänglich. Die nachträgliche Aufrüstung soll 10 000 Pfund gekostet haben.

Norman Foster trifft keine Schuld. Er hat sich, gleich nachdem das Bauwerk dem Besucheransturm nicht standgehalten hatte, an die Presse gewandt und den schwarzen Peter vor aller Augen den Ingenieuren (Ove Arup) zugesteckt. c.z.

Turmbauhütte

Auf dem Moron, einem Höhenzug im Berner Jura zwischen Pierre Pertuis und der Klus von Court, wächst seit Anfang August ein Aussichtsturm gen Himmel. Gebaut wird er von Lehrlingen; Mario Botta hatte seinen Zeichenstift im Spiel.

Die Idee für den Turmbau stammt vom Leiter der Maurerhalle in der Gewerbeschule Moutier, dem die Lehrlingsausbildung im Allgemeinen und die Zukunft der Steinbearbeitung im Besonderen am Herzen liegen. Maurer- und Strassenbaulehrlinge im zweiten Lehrjahr sollten unter der Aufsicht zweier Lehrmeister jeweils zwei Wochen lang ihre Kraft und ihr Können beim Bau der «Tour de la formation professionnelle» erproben.

Der Initiator verstand es, Berufsorganisationen und Behörden für seine Idee einzunehmen. Unterstützung erhielt er selbst durch die Ständeräte der Kantone Bern und Jura sowie den Präsidenten der Interjurassischen Versammlung. Gönner und Beteiligte haben – zusammen mit einem 0,45-Millionen-Beitrag durch das Bundesamt für Berufsbildung – die veranschlagten Gesamtkosten von 2,85 Millionen Franken schon weitgehend bereitgestellt.

Das Projekt für den Turm ist ursprünglich aus einem Wettbewerb an den Gewerbeschulen von Biel und Delsberg hervorgegangen und wurde dann von Mario Botta nach seinem Gusto umgemodelt. Der 28 Meter hohe schlanke Hohlzylinder hat einen Kern aus armiertem Beton, der mit einem behauenen gelblichen Naturstein verkleidet wird. Eine Treppe mit einer durchbrochenen Brüstung aus beigem Jurakalk umrankt den Schaft und endet unter der Glasglocke der Aussichtsterrasse.

Bereits haben Lehrlinge aus dem Wallis und dem Kanton Freiburg in der 1330 Meter über Meer gelegenen Bauhütte mit traditionellen Werkzeugen Natursteine bearbeitet, aber auch alle anderen Arbeitsgänge eines Turmbaus kennen gelernt. c.z.

Bauen + Rechten

Ein Artikel gegen die Salamtaktik

Bauliche Änderungen dürfen nicht für sich allein betrachtet werden. Man muss auch solche, die bereits früher bewilligt worden sind, mit einbeziehen. Mehr als das insgesamt zulässige Mass an Änderungen und Ergänzungen darf nicht konsumiert werden.

Das Bundesgericht hielt diesen Grundsatz im Zusammenhang mit der Beurteilung der Standortgebundenheit von Bauten ausserhalb der Bauzone nach Art. 24 Raumplanungsgesetz (RPG) fest. Nun hat das Verwaltungsgericht des Kantons Zürich diese Regel auch auf die zulässige Parkplatzzahl in Verbindung mit einer Vergrösserung der Geschossfläche angewandt.

Das zürcherische Planungs- und Baugesetz (PBG) kennt eine Erstellungspflicht für Parkplätze und verlangt, dass bei allgemeinen baulichen Änderungen, die einen erheblichen Teil der Baute erfassen oder durch die eine wesentlich andere Nutzung ermöglicht wird (§ 243 Abs. 1 Bst. b PBG), neue Abstellplätze geschaffen werden. Mit dieser Vorschrift wollte der Gesetzgeber dafür sorgen, dass bei einer grösseren baulichen Änderung genügend Abstellflächen vorhanden sind. Um die erlaubte bzw. erforderliche Zahl von Abstellplätzen zu ermitteln, muss aber im Sinne der Gesamtbetrachtung der ganze Bau – d.h. der ursprüngliche Bestand einschliesslich der projektierten Geschossflächen – beurteilt werden. Deshalb gilt: «Neu hinzukommende Geschossflächen können (...) nur dann zu einer Vermehrung der vorhandenen Abstellplätze führen, wenn die für das ganze Gebäude (einschliesslich der neuen Geschossflächen) erlaubte Zahl von Parkplätzen noch nicht erreicht ist (RechBer VGer 1999 Nr. 117, S. 237). Andernfalls liesse sich nämlich der Schutzzweck der gesetzlichen Norm durch Salamtaktik umgehen.

Der Art. 24 RPG wirkt sich zudem auch noch anders auf das schrittweise vorgenommene Erweitern und Umnutzen von Gebäuden ausserhalb der Bauzone aus. Nach Art. 24 Abs. 2 RPG können solche Bauten und Anlagen unter Beachtung des kantonalen Rechtes erneuert werden, wenn sie nicht wichtige Anliegen der Raumplanung durchkreuzen. Nach gefestigter bundesgerichtlicher Rechtsprechung darf die Möglichkeit, zonenwidrige Bauten ausserhalb der Bauzone in bescheidenem Umfang zu vergrössern, aber nur einmal benutzt werden (BGE 112 Ib 278 und 113 Ib 224). Zwar ist es nicht unzulässig, mehrere zeitlich voneinander getrennte kleinere Änderungen an einem Objekt vorzunehmen. Aber das Gesamtmass, das bei einer einzigen Änderung nach Art. 24 Abs. 2 RPG gestattet werden könnte, darf nicht überschritten werden. Überschüssige Änderungen haben dann die zusätzlichen Voraussetzungen von Art. 24 Abs. 1 RPG («Standortgebundenheit» und «keine Kollision mit überwiegenden Interessen») zu erfüllen. Als Ausnahme Klausel wird Art. 24 RPG stets mit der gebotenen Zurückhaltung anzuwenden sein.

Thomas Heiniger